

Theodor Körner.



s war am 26. August des Jahres 1813, als einige Compagnien französischer Infanterie einen Transport von Munition und Lebensmitteln auf der Straße von Gadebusch nach Schwerin eskortierten. Die aufgehende Sonne blüzte lustig herab auf die blanken Bajonnette der Grenadiere, die sorglos durch die vom Morgenthau duftende Haide hinmarschirten; die Tambours hatten die Trommeln auf den Rücken genommen, und laut und lustig klang das beliebte Volkslied: „Le comte Orry disait pour s'égayer“ aus den rauhen Fichten durch den grünen Hochwald hin, denn der das Convoi führende Officier glaubte im Rücken der französischen Armee keine Gefahr befürchten zu müssen. — Da unterbrach plötzlich lautes Hurrahrufen den Gesang; der gellende Ton preußischer Hörner rief zum Einhauen, Lützow'sche schwarze Jäger zu Pferde stürzten aus dem Walde hervor. — Das niedrige Gebüsch zur anderen Seite des Weges bot indessen den französischen Cirailleurs eine augenblickliche Deckung dar, und die Kleingewehrketten pfiffen um die Köpfe der hecken Reiter. Eine derselben traf das Pferd eines Officiers, ging durch den Hals desselben und durchbohrte den Unterteil des Reiters, daß beide, Kopf und Mann zusammenstürzten.

Der tödtlich Verwundete, der wenige Minuten nachher in den Armen herbeieilender Waffenbrüder seinen Geist aufgab, war Deutschlands jugendlicher Sänger, Karl Theodor Körner.

Auf dem Wege von Lübelow nach Dreikrug, bei dem Dorfe Wöbbelin, etwa eine Meile von Ludwigslust, gruben Lützow's schwarze Jäger ein Grab für den Gefallenen, ihre Büchsen donnerten eine dreimalige Salve über den Hügel, unter welchem der junge Krieger den ewigen Schlaf schläft, und eine kräftige, deutsche Eiche breitet ihre knorrigen Aeste darüber hin.

So ruht der Deutsche in deutscher Erde, deren Freiheit seine Kameraden erstritten, die er zum heiligen Kampfe für das Vaterland aufgerufen.

Bei Wöbbelin, im freien Feld,
Auf Wollenburgs Grunde,
Da ruht der jugendliche Held
An seiner Todeswunde.
Er war mit Lützow's wilder Jagd
Wohl in die Schlacht gezogen:
Da hat er frisch und unverzagt
Die Freiheit eingesogen.

So singt Friedrich Förster von dem gefallenen Helden, und mit ihm beweinten alle, die ihn gekannt, denen der Klang seiner Fieder in's Herz gedrungen, den Tod des jugendlichen Sängers.

Körner war in der That eine erfreuliche, Leben und Kraft verkündende Erscheinung in der deutschen Poesie. Der nationale Aufschwung während des Krieges der Jahre 1813 bis 1815, der ganz Deutschland aus seinem Schlafe rüttelte und den wir den Befreiungskrieg nennen, fand in ihm seinen

ersten Vertreter, der aus dem thatkräftigen Leben selbst hervorging und das aussprach, was im Busen der vaterländischen Jugend mächtig erglühte.

„Das Volk steht auf, der Sturm bricht los,
Wer legt noch die Hände feig in den Schooß?“

lönnte sein gewaltiger Ruf durch Deutschlands Gauen, zum heiligen Kampfe werdend; und die unter dem Namen „Feier und Schwer!“ bekannte Sammlung seiner Gedichte gehört unter die schönsten Denkmäler der Nationalität, die jemals an dem Altar des Vaterlandes niedergelegt wurden. Diese Gedichte waren allein hinlänglich, den Namen des Dichters mit jenen frischen Lorbeeren zu schmücken, die unsre Väter damals auf blutgedüngter Aue brachen, und in der That sind sie es auch allein, denen Körner eine so populäre Anerkennung verdankt, die durch seine übrigen Arbeiten schwerlich hervorgerufen sein dürfte. Der Augenblick war zu reich an gewaltigen, wetterschütternden Ereignissen, als daß nicht ein jugendkräftiges Gemüth, wie das Körner's, von dem Impuls der Gegenwart angeregt, begeistert in die Saiten seiner Lier gegriffen haben sollte; waren es doch nach ihm so viele schmurbärtige Barden, die der armen Muse mit ihrem Patriotismus so lange zusetzten, bis auch sie ihr ein paar jämmerliche Verse abgequält hatten. — Eine unserm Dichter in der That sehr ähnliche Erscheinung der neueren Zeit ist Nic. Becker, der bekannte Sänger des Rheinliedes; auch er wußte einen günstigen Moment am rechten Fleck zu fassen. Körner starb indessen, während er sang, und die deutsche Jugend entzückt seinen Gedichten lauschte; Nic. Becker aber, als sein kräftiges: „Sie sollen ihn nicht haben,“ durch Deutschland hinhalte, starb nicht, sondern ließ seine Gedichte drucken; — das ist der Unterschied zwischen beiden.

Die dramatischen Arbeiten Körner's, die zu ihrer Zeit gern genug gesehen wurden, sind durchaus ohne gewichtigen Nachhall geblieben. Man erkennt in ihnen die Kopien früherer Meister und nicht allein Schiller diente ihm in dieser Beziehung zum Muster, sondern auch Kotzebue's Manier findet man in seinen Lustspielen wieder. Seine übrigen poetischen Arbeiten, Romane, Legenden, komische und andere Gedichte, verrathen zwar eine große Leichtigkeit und Gewandtheit der Sprache, aber keine Originalität, sondern höchstens das ungelungene Streben nach derselben. „Wenn man,“ so sagt K. Streckfuß in seiner Biographie des Dichters; „wenn man mit einem unbefangenen Blick Körner's poetisches und moralisches Leben überschaut, so ahnt man sehr lebhaft die hohe Stelle des Ruhms, die er einst eingenommen haben würde, wenn nicht das Schicksal ihn den großen Opfern zugesellt hätte, mit denen des Vaterlandes Rettung erkauft werden mußte.“ Dies so unbedingt günstige Urtheil aber dürfte denn doch wohl etwas zu gewagt erscheinen. —

Bei seinem poetischen Naturell und seinen glücklichen Geistesanlagen hätte Körner gewiß noch etwas Tüchtiges geleistet, wenn er sich mit aller Kraft des Willens emporgearbeitet hätte; aber dennoch kann die Kritik den Dichter nicht nach dem beurtheilen, was er geleistet hätte, sondern nach dem, was er ihm von seinen poetischen Schöpfungen übermacht hat. — Hiervon sind seine Kriegeslieder, wie schon gesagt, allerdings bei weitem das Beste. Man hört es ihnen an, daß sie aus dem thatkräftigen Leben hervorgegangen sind, daß sie auf dem Schlachtfelde selbst gedichtet, unter dem Donner der Geschütze, dem Klirren der Säbel und dem Winseln der Verwundeten und Sterbenden. — Man vergleiche das Lied: Lützow's wilde Jagd. — Welche Scenerie, welche Lebendigkeit der handelnden Personen, wenn er singt:

Was zieht dort rasch durch den finstern Wald,
Und streift von Bergen zu Bergen?
Es legt sich in nächtlichen Hinterhalt;
Das Hurrah jauchzt und die Büchse knallt,
Es fallen die fränkischen Schergen. —

Eben so kräftig, und mächtig zur Begeisterung fortweisend ist das Gedicht: „Männer und Huden,“ auf welches wir schon früher Bezug nahmen. — Mit einem Wort, Körner war das helltönende Organ der vaterländischen Jugend, die in seinen Gedichten jene heilige Begeisterung ausgesprochen fand, welche damals das ganze Deutschland ergriffen hatte. So sind auch die Lieder von Moritz Arndt und Max von Schenkendorf, unter denen besonders der gewaltige Schlachtgesang:

„Die Feuer sind entglommen“

III

nicht ohne mächtige Wirkung auf das Volk gewesen, obgleich sie nie die Popularität von Körner's Gedichten erreichten.

Was die Biographie des jugendlichen Dichters betrifft, so fügen wir hierüber die folgende Notiz hinzu:

Im Jahre 1791 zu Dresden geboren, empfing der Knabe den ersten Unterricht unter den Augen seines Vaters, des kursächsischen Appellationsrathes Körner, der den Geist sowohl, als den Körper seines Sohnes mit Umsicht bildete. Schon früh zeigte sich dessen Vorliebe für Poesie, und bereits im fünfzehnten Jahre fertigte er ein launiges Gedicht „Amors Heerschaaren“, welches wir in der Gesamtausgabe seiner Gedichte, Seite 96, abgedruckt finden. — In seinem siebzehnten Jahre verließ er das väterliche Haus und bestimmte sich, nachdem er eine Zeitlang die Kriegsschule zu Dresden besucht, zum Studium des Bergbau's. Bis dahin hatte er Gelegenheit gehabt, durch den Umgang mit vielseitig gebildeten Männern, besonders mit dem dänischen Dichter Oehlenschläger, den er in seines Vaters Hause häufig sah, seinen Geist zu bilden, bis er endlich 1808 die Bergakademie zu Freiberg bezog. Durch die Protection seines Vaters fand er auch hier eine freundliche Aufnahme und ward in die ersten Birkel der dortigen, vornehmen Welt eingeführt. — Er war noch dazu der Pathe der damaligen Herzogin von Kurland, und diese Dame sowohl, als deren Schwester, die bekannte Elisa von der Recke behandelten den jungen Mann mit vielem Wohlwollen.

Es waren zu jener Zeit durch den mächtigen Impuls, der von Frankreich ausgegangen war, endlich die hölzernen Schranken der Convenienz niedergeworfen worden, die den Unterschied der verschiedenen Stände auf eine so grelle Art markirt hatten. Während dem Dichter des achtzehnten Jahrhunderts auch in seinen geistigen Productionen eine Grenze angewiesen war, die sich nach Maßgabe seiner bürgerlichen Stellung erweiterte oder verengerte, rief jene Zeitepoche ganz andere Gesinnungen wach. Man war bisher immer der Meinung gewesen, daß ein Hofkath bessere Verse machen müsse, als ein Geheimsekretair, und ein Geheimsekretair immer noch bessere, als ein anderer, arbeitsloser Dichter ohne Titel; Lessing und Mendelssohn, die die Verse Friedrichs II. ziemlich freimüthig beurtheilt hatten, wurden von ihren erkaunten Zeitgenossen als eine Art von Majestätsverbrechen betrachtet, und erst mit dem neuen Jahrhundert gewöhnte man sich daran, einzusehen, daß nicht Rang und Titel, sondern das Genie allein den Dichter mache.

Theodor Körner war einer der ersten, deutschen Dichter, denen diese Gesinnung zu gut kam; aber er wollte sich auch dankbar dafür beweisen, und so finden wir fast in allen seinen Liedern den Eau de Cologne Geruch der vornehmen Gesellschaft, mit welchem er seine Verse parfümte, wie ein Stutzer sein weißgewaschenes Cashemir von echtem Parfüm. Da ist kein einziger Ausdruck, der in einem Salon anstößig werden könnte; seine Muse hat überall Toilette gemacht, mit Schminke, Schönplästerchen und geschwüelter Caille, als ob die gute Dame zum thé-dansant eingeladen wäre. Selbst einen mehr populären Stoff, den er jedoch selten wählte, bearbeitete Körner auf solche Weise, bis endlich der Pulverdampf die parfümte Luft reinigte, in welcher er seine Verse geschrieben.

Um so mehr muß es uns aber wundern, wenn wir den jungen Mann im Jahre 1810 die Universtität Leipzig beziehen und sich dort, auf eine fogar wüste Weise, in dem burschikosen Treiben der studirenden Jugend bewegen sehen, die mit seinem früheren Leben in durchaus keiner Harmonie stand. Während zu gleicher Zeit die ersten Erzeugnisse seiner Muse unter dem Titel „Anospen“ (Leipzig bei Götschen) erschienen, schloß er sich einer Studentenverbindung an, durch die er in so unangenehme Händel gerieth, daß er sich 1811 in die Nothwendigkeit versetzt sah, Leipzig zu verlassen und sich nach Berlin zu begeben. Krankheit, die den jungen Mann bald nach seiner Ankunft in Preussens Residenz befiel, gab die Veranlassung, daß er bald nachher mit seinen Aeltern nach Carlsbad reiste, um dort seine Gesundheit wiederherzustellen. Von dort begab er sich nach Wien, wo er im Hause Wilhelm v. Humboldt's, Schlegel's, der Frau Caroline Pichler und in anderen Birkeln die freundlichste Aufnahme fand.

In der alten Kaiserstadt, deren Umgebungen und reichen Kunstschätze dem jungen Manne mannigfachen Genuß gewährten, beschäftigte sich derselbe zuerst mit dramatischen Productionen und trat bald nachher mit zwei kleinen, einaktigen Stücken in Alexandrinern, die *Braut* und der *grüne Domino*,

auf, deren Erfolg ihn zu neuen Arbeiten ermutigte. Nachher folgte seine *Coni*, ein nach einer Erzählung von Kleist bearbeitetes Drama, dann das Trauerspiel die *Sühne* und endlich sein *Briny*, das erste, größere Drama seiner Feder. Der Stoff desselben ist der ungarischen Geschichte entnommen. Der Graf *Briny*, Befehlshaber der Festung *Sigeth*, vertheidigt dieselbe gegen den Angriff der Türken unter *Soliman*, unterliegt endlich der Uebermacht und begräbt sich mit den Seinen unter den Trümmern der von ihm angezündeten Feste; die Handlung selbst geht ohne größere Intrigue vor sich. *Juranißch*, ein Untergebener *Briny's*, liebt dessen Tochter mit Bewilligung des Vaters, und stößt der Geliebten endlich den Dolch in's Herz, damit sie den Türken nicht in die Hände falle.

Das zweite, größere Trauerspiel *Körner's*, *Rosamunde*, verräth einen größern Aufwand von Phantasie und Entfindungsgabe; denn während der *Briny* nur dadurch allenfalls Interesse erregt, daß die Belagerten eben belagert sind, daß die Liebenden einander lieben u. s. w., finden wir in der *Rosamunde* das Talent des Dichters auf eine viel bedeutendere Weise hervortreten. Die Grundidee des Stückes ist eine Episode aus der Lebensgeschichte *Heinrich II. von England*; doch erlaubt der beschränkte Raum es nicht, hier ausführlicher dabei zu verweilen.

Außerdem dichtete *Körner* noch das ziemlich bekannte Drama *Hedwig*, das sich noch heut auf unserm Repertoire erhalten hat; sein letztes Werk ersteren Inhalts war *Joseph Heiderich*, eine *Pièce*, die indessen die schwächste Arbeit des Dichters in dieser Manier ist. Während dieser größeren Arbeiten schrieb er noch drei Operetten und eine gleiche Anzahl kleiner Lustspiele, der *Vetter aus Bremen*, der *Nachtwächter* und die *Souvernante*.

Die Fleißigkeit, mit welcher *Körner* überhaupt producirte, geht daraus hervor, daß er alle diese Arbeiten in einem Zeitraum von fünfzehn Monaten vollendete und noch hinlänglich Zeit übrig behielt, kleinere und größere Ausflüge in die an Reizen so mannigfaltige Umgebung der Kaiserstadt zu machen. Seine Thätigkeit wurde anerkennend dadurch belohnt, daß bald nach der Aufführung des *Briny* seine Ernennung zum Hoftheaterdichter in *Wien* erfolgte.

Da erscholl der Ausruf des Königs von Preußen an sein Volk. Er klang auch an *Körner's* Ohr, der bei seinem tiefen Gefühl für den damaligen Zustand Deutschlands, keinen Augenblick säumte, auch in die Reihen der Kämpfer einzutreten. Im März 1811 verließ er *Wien* und wurde bereits am 19ten desselben Monats in die Freischaar aufgenommen, welche damals der Major von *Lützow* in *Breslau* errichtete. Bald nach seinem Eintritt wurde er zum Oberjäger und am 24. April durch die Stimmen seiner Kameraden, die den feurigen, unternehmenden Jüngling sämmtlich liebgewonnen hatten, zum Lieutenant erwählt.

Ohne im Ernste des Dienstes etwas zu verabsäumen, überließ sich der junge Mann in den Stunden der Muße der Poesie, und jener Zeitperiode verdanken wir den größten Theil der kräftigen Kriegslieder des Dichters. Sein letztes Gedicht war das „Schwertlied.“ Er hatte es einigen Freunden in dem Gehölz zwischen *Gadebusch* und *Schwerin* vorgelesen, als das französische Convoi, welches die preussischen Jäger erwarteten, sich näherte, und der Dichter den Tod fand, wie wir zu Anfang dieser Notiz erwähnten.

So starb *Theodor Körner*, und allgemein war die Trauer um den jugendlichen Vaterlandskämpfer. Von allen Seiten wurden seiner Familie die Beweise der Theilnahme, welche man mit dem Schicksale des Gefallenen fühlte. Unter Anderen schenkte auch der Großherzog von *Meklenburg Schwerin* dem Vater *Körner's* jenen Platz neben der Eiche, bei welcher der Dichter von seinen Kameraden begraben worden war. Ein gußeisernes Denkmal von einer Mauer umgeben bezeichnet jetzt die Stelle, wo seine Gebeine ruhen; aber ein bleibenderes Monument hat er sich in dem Herzen der deutschen Jugend gesetzt, die noch nach Jahrhunderten Begeisterung aus jenen widerkräftigen Liedern saugen wird, die er angestimmt, als stehender Anechenschaft *Joß Schwer* auf dem Vaterlande lastete. — Eine Gesamtausgabe seiner Werke in einem Bande erschien zu *Berlin* (*Nicolaische Buchhandlung*), welche mehrere Auflagen erlebte und aus welcher wir die hier folgenden Gedichte entlehnen.

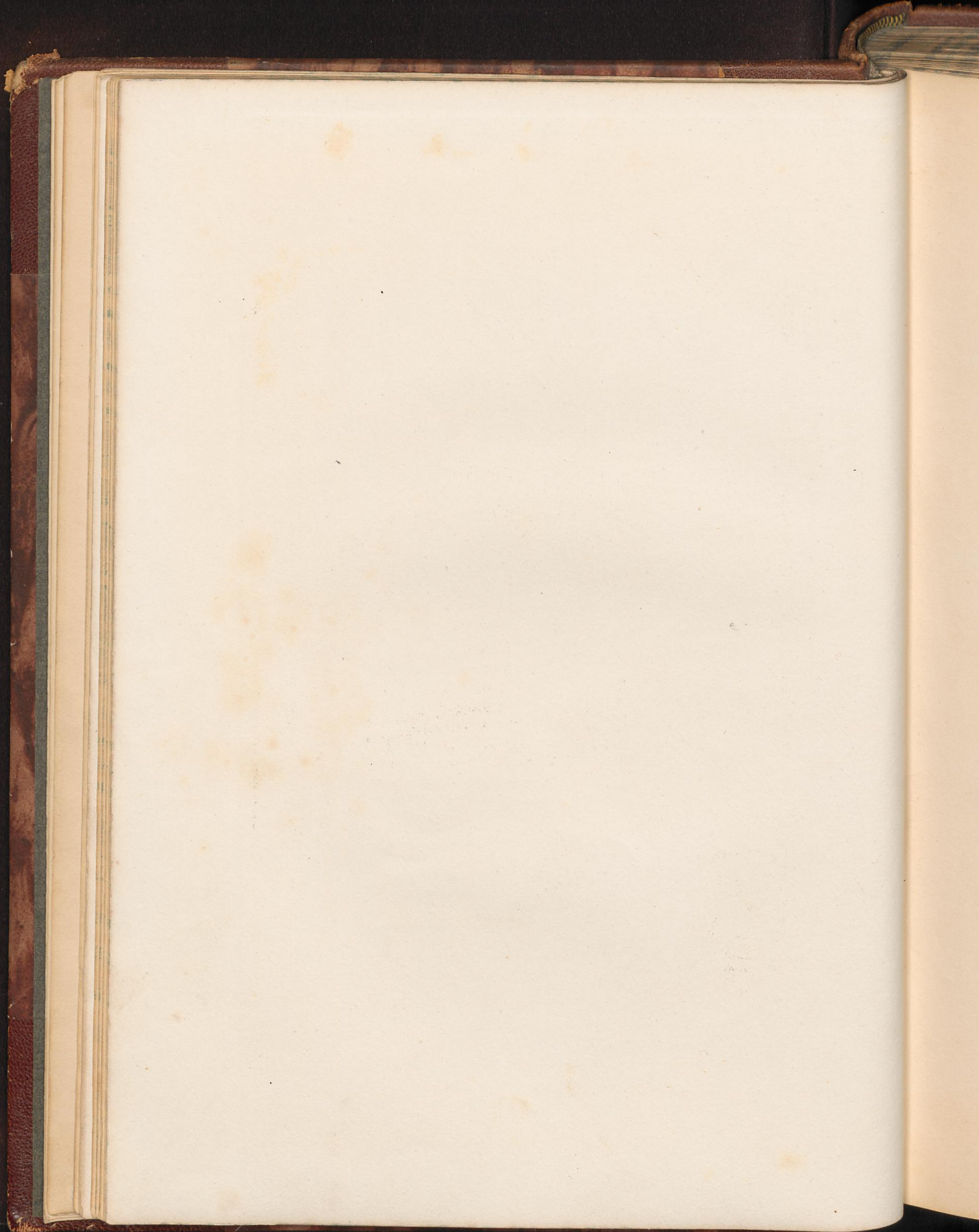
Treuer Tod.

v. Th. Körner.



gez. u. rad. v. J. B. Sonderland.

Verlag v. Meyer & Hofmann in Berlin.



Treuer Tod.



Der Ritter muß zum blut'gen Kampf hinaus,
Für Freiheit, Ruhm und Vaterland zu streiten;
Da zieht er noch vor seines Liebchens Haus:
Nicht ohne Abschied will er von ihr scheiden.
„D weine nicht die Augenlein roth,
„Als ob nicht Trost und Hoffnung bliebe!
„Bleib' ich doch tren bis in den Tod
„Dem Vaterland und meiner Liebe.“

Und als er ihr das Lebewohl gebracht,
Sprengt er zurück zum Haufen der Getreuen;
Er sammelt sich zu seines Kaisers Macht,
Und muthig blickt er auf der Feinde Reih'n.
„Mich schreckt es nicht, was uns bedroht,
„Und wenn ich auf der Waghstätt bliebe!
„Denn freudig geh' ich in den Tod.
„Für Vaterland und meine Liebe!“

Und furchtbar stürzt er in des Kampfes Gluth,
Und Tausend fallen unter seinen Streichen;
Den Sieg verdankt man seinem Helbenmuth,
Doch auch den Sieger zählt man zu den Leichen.
„Ström' hin, mein Blut, so purpurroth!
„Dich rächen meines Schwertes Hiebe;
„Ich hielt den Schwur, tren bis in Tod,
„Dem Vaterland und meiner Liebe.“

Harras, der kühne Springer.

Noch harter im heimlichen Dämmerlicht
 Die Welt dem Morgen entgegen,
 Noch erwachte die Erde vom Schlummer nicht,
 Da begann sich 's im Thale zu regen.
 Und es klingt herauf wie Stimmengewirr,
 Wie flüchtiger Hufschlag und Waffengeklirr,
 Und tief aus dem Wald zum Gesefchte
 Sprengt ein Fähnlein gewappneter Knechte.

Und vorbei mit wildem Auf fliegt der Troß,
 Wie Brausen des Sturms und Gewitter,
 Und voran auf feurig schnaubendem Roß
 Der Harras, der muthige Ritter.
 Sie jagen, als gält' es den Kampf um die Welt,
 Auf heimlichen Wegen durch Fluß und Fels,
 Den Gegner noch heut' zu erreichen,
 Und die feindliche Burg zu erklimmen.

So stürmen sie fort in des Waldes Nacht,
 Durch den frühlich aufglühenden Morgen;
 Doch mit ihm ist auch das Verderben erwacht,
 Es lauert nicht länger verborgen:
 Denn plötzlich bricht aus dem Hinterhalt
 Der Feind mit doppelt stärk'rer Gewalt,
 Das Hüfthorn ruft fürchtbar zum Streite
 Und die Schwerter entfliegen der Scheide.

Wie der Wald dumpf donnernd wiedererklingt
 Von ihren gewaltigen Streichen!
 Die Schwerter klingen, der Helmbusch winkt,
 Und die schnaubenden Rosse steigen.
 Aus tausend Wunden strömt schon das Blut,
 Sie achten 's nicht in des Kampfes Gluth,
 Und keiner will sich ergeben,
 Denn Freiheit gilt 's oder Leben.

Doch dem Häuflein des Ritters wankt endlich die Kraft,
 Der Uebermacht muß es erliegen,
 Das Schwert hat die Meisten hinweggerafft;
 Die Feinde, die mächtigen, siegen.
 Unbezwingbar nur, eine Felsenburg,
 Kämpft Garra's noch, und schlägt sich durch,
 Und sein Roß trägt den muthigen Streiter
 Durch die Schwerter der feindlichen Reiter.

Und er jagt zurück in des Waldes Nacht,
 Jagt irend durch Flur und Gesege;
 Denn flüchtig hat er des Weges nicht Acht,
 Er verfehlt die kundigen Stege.
 Da hört er die Feinde hinter sich drein,
 Schnell lenkt er tief in den Forst hinein,
 Und zwischen den Zweigen wird 's helle,
 Und er sprengt zu der lichtereren Stelle.

Da hält er auf steiler Felsenwand,
 Hört unten die Wogen brausen;
 Er steht an des Schopauthals schwindelndem Rand
 Und blickt hinunter mit Grausen.
 Aber drüben auf walbigen Bergeshöh'n,
 Sieht er seine schimmernde Weste stehn:
 Sie blickt ihm freundlich entgegen,
 Und sein Herz pocht in lauterem Schlägen.

Ihm ist 's, als ob 's ihn hinüberrief,
 Doch es fehlen ihm Schwingen und Flügel,
 Und der Abgrund, wohl fünfzig Klaffern tief,
 Schreckt das Roß, es schäumt in den Bügel;
 Und mit Schauern denkt er 's und blickt hinab,
 Und vor sich und hinter sich sieht er sein Grab;
 Er hört, wie von allen Seiten
 Ihn die feindlichen Schaaren umreiten.

Noch sinnt er, ob Tod aus Feindes Hand,
 Ob Tod in den Wogen er wähle,
 Dann sprengt er vor an die Felsenwand,
 Und befehlt dem Herrn seine Seele;
 Und näher schon hört er der Feinde Troß.
 Aber sehen vor dem Abgrund bäumt sich das Roß.
 Doch er spornet 's, daß die Fersen bluten,
 Und er setzt hinab in die Fluthen.

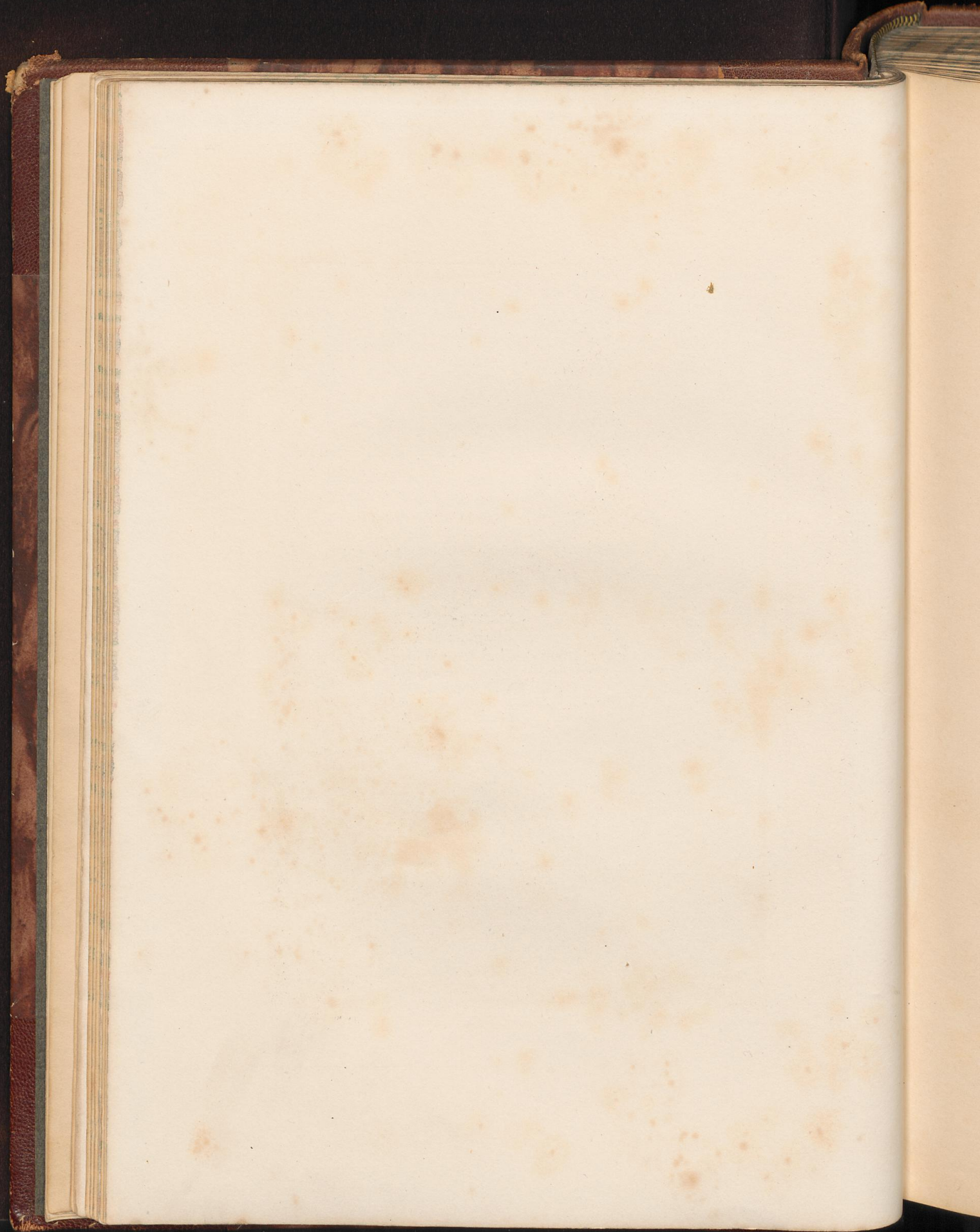
Und der kühne, gräßliche Sprung gelingt,
 Ihn beschützen höh're Gewalten;
 Wenn auch das Ross zerschmettert versinkt,
 Der Ritter ist wohl erhalten;
 Und er theilt die Bogen mit kräftiger Hand,
 Und die Seinen stehn an des Ufers Rand
 Und begrüßen freudig den Schimmer.
 Gott verläßt den Muthigen nimmer.

Die vier Schwestern.

S hat eine Mutter vier Töchter gehabt;
 Drei waren mit mancherlei Reiz begabt,
 Die vierte, der Mutter Sorg' und Gram,
 War aber an allen Gliedern lahm,
 Und konnte nicht gehen, und konnte nicht sprechen,
 Das wollte das Herz der Mutter brechen.
 Und als sie fühlt, daß es aus mit ihr sei,
 Da mußten ihr die drei Schwestern geloben
 Bei'm Vater dort oben,
 Des armen Kindes zu pflegen treu.
 Drauf ist die Mutter im Frieden
 Nach kurzem Gebete verschieden.
 Und die Schwestern hielten ihr heiliges Wort,
 Als wär' das Kind ihr höchster Hort;
 Doch der Armen nimmer die Sprache kam,
 Und sie blieb an allen Gliedern lahm.
 Bis einst ein festlicher Morgen graut,
 Der die Aelteste fröhlich begrüßt als Braut,
 Da haben sie erst in später Nacht
 An die arme, kleine Schwester gedacht.
 Und als sie das Zimmer erreichten im Lauf,
 Da richtet das Kind sich zum erstenmal auf,
 Und mit dem Händchen nach oben weist:
 „Lieb Mutter war bei mir, und hat mich geweist.
 „Lieb Mutter läßt die Schwestern grüßen!“
 Drauf thät sie auf ewig die Augen schließen.



Als einst vor vielen laugen Jahren
In Salamanca im Kellergröbte
Der Teufel, auf dem Katheder sass,
Wie andre Doctoren, und derselbe
Schwarze Kunst nach eignen Hefen las,
Da hatte viel Zulauß, das lässt sich denken.



Der Teufel in Salamanca.



Es giebt eine alte wahre Lehre,
Und gute Christen glauben d'ran:
Der Teufel, wenn er noch so mächtig wäre,
Hat doch dem Klugen nie was an.
Wer muthig ist und sein dabei,
Bleibt aller Satanskünste frei.
Das hat wohl mancher schon erfahren, —
Doch will ich zu Gunsten ungläubiger Seelen
Als Beispiel euch noch ein Mährlein erzählen.

Als einst vor vielen langen Jahren
Zu Salamanca im Kellergewölbe
Der Teufel auf dem Katheder saß,
Wie andre Doctoren, und derselbe
Schwarze Kunst nach eignen Heften las,
Da hatt' er viel Zulauf, das läßt sich denken,
Es wimmelte alles auf Tischen und Bänken,
Denn er verstand sich herrlich darauf;
Und ward die Magie ihm gar zu trocken,
So gab er weislich lustige Brocken
Und spasshafte Schwänke die Menge in Kauf.
Das war so ganz für der Herren Magen,
Kein and'res Collegium mocht' ihnen behagen,
Und sie sah'n das erstemal mit Gram,
Daß auch das Halbjahr zu Ende kam.
Das freute den Aegen und er rief schließlich:
„Gewiß ist euch meine Weisheit erspriesslich,
Das ist allen sicher schon klar,
D'rum ersuch' ich um's billige Honorar,
Und bitte mir, ich sag' 's grad' heraus,
Gine von euren Seelen aus.“

Wer zuletzt wird aus der Kellerthür gehn,
 Dem will ich und soll ich den Hals umbrehn.
 Wenn 's euch gefällt, so mög't ihr lösen.“
 Da fingen die Herren an zu tosen,
 Schimpften den Doctor einen argen Wicht,
 Schwuren insgesammt unverhohlen,
 Der Teufel solle den Teufel holen;
 Aber all' ihr Sträuben half da nicht.
 Sie mußten sich endlich doch bequemen,
 Die fatalen Würfel zur Hand zu nehmen.
 Zur Hölle verdammt war ein junger Graf,
 Da er die niedrigsten Zahlen traf;
 Doch behielt er den Kopf auf der rechten Stelle,
 Und meinte: Noch gehör' ich nicht der Hölle,
 Noch hat der Teufel mich nicht in den Klauen,
 Drum will ich noch menschlicher List vertrauen!
 D'rauf stellt sich der Teufel zur Kellerthüren,
 Und ließ einen nach dem andern passiren,
 Und als nun der Graf, als der letzte kam,
 Der Teufel ihn bei der Kehle nahm.
 Der aber schrie: „Haß keinen Theil an mir,
 Das Loos traf meinen Hintermann hier!“
 Und wies auf den Schatten an der Wand,
 Denn die Sonne dem Keller schief über stand.
 Da hielt ihn der Teufel länger nicht,
 Denn er war geblendet vom Sonnenlicht,
 Und packte wüthend, im argen Wahn
 Mit seinen Klauen den Schatten an.
 Der Graf schlüpfte behend hinaus,
 Und lachte den armen Teufel aus.
 Doch noch was Wunderbares sich fand,
 Denn als er in lichter Sonne stand,
 Erschraken alle und staunten sehr: —
 Der Graf warf keinen Schatten mehr!

Die Eichen.

Abend wird 's, des Tages Stimmen schweigen,
 Röther strahlt der Sonne letztes Glühn;
 Und hier sitz' ich unter euren Zweigen,
 Und das Herz ist mir so voll, so kühn!


Alter Zeiten alte, treue Zeugen,
 Schmückt euch doch des Lebens frisches Grün,
 Und der Vorwelt kräftige Gestalten
 Sind uns noch in eurer Pracht erhalten.

Viel des Edeln hat die Zeit zertrümmert,
 Viel des Schönen starb den frühen Tod;
 Durch die reichen Blätterkränze schimmert
 Seinen Abschied dort das Abendroth.
 Doch um das Verhängniß unbekümmert,
 Hat vergebens euch die Zeit bedroht,
 Und es ruft mir aus der Zweige Wehen:
 Alles Große muß im Tod' bestehen! —

Und ihr habt bestanden! — Unter allen
 Grün't ihr frisch und kühn mit starkem Muth;
 Wohl kein Pilger wird vorüber wallen,
 Der in eurem Schatten nicht geruht.
 Und wenn herblich eure Blätter fallen;
 Todt auch sind sie euch ein köstlich Gut:
 Denn, verwesend, werden eure Kinder
 Eurer nächsten Frühlingspracht Begründer.

Schönes Bild von alter, deutscher Treue,
 Wie sie bess're Zeiten angeschaut,
 Wo in freudig kühner Lobesweih'e
 Bürger ihre Staaten festgebaut. —
 Ach was hilft 's, daß ich den Schmerz erneue?
 Sind doch alle diesem Schmerz vertraut!
 Deutsches Volk, du herrlichstes vor allen,
 Deine Sitten sehn, du bist gefallen!

A u f r u f.

risch auf, mein Volk! Die Flammenzeichen rauchen,
 Hell aus dem Norden bricht der Freiheit Licht.
 Du sollst den Stahl in Feindes Herzen tauchen;
 Frisch auf, mein Volk! — Die Flammenzeichen rauchen,
 Die Saat ist reis; ihr Schnitter, zaudert nicht!
 Das höchste Heil, das letzte, liegt im Schwerte!
 Drück' dir den Speer in's treue Herz hinein:
 Der Freiheit eine Gasse! — Wasch' die Erde,
 Dein deutsches Land, mit deinem Blute rein!

Es ist kein Krieg, von dem die Kronen wissen;
 Es ist ein Kreuzzug, 's ist ein heil'ger Krieg!
 Recht, Sitte, Tugend, Glauben und Gewissen
 Hat der Tyrann aus deiner Brust gerissen;
 Errette sie mit deiner Freiheit Sieg!
 Das Winseln deiner Greise ruft: „Gewache!“
 Der Hütte Schutt verflucht die Räuberbrut,
 Die Schande deiner Töchter schreit um Rache,
 Der Mord der Söhne schreit nach Blut.

Zerbrich die Pflugschaar, laß den Meißel fallen,
 Die Leier still, den Webstuhl ruhig stehn!
 Verlasse deine Höfe, deine Hallen: —
 Vor dessen Antlitz deine Fahnen wallen,
 Er will sein Volk in Waffentrübung sehn.
 Denn einen großen Altar sollst du bauen
 In seiner Freiheit ew'gem Morgenroth;
 Mit deinem Schwert sollst du die Steine hauen,
 Der Tempel gründe sich auf Helbentod. —

Was weint ihr, Mädchen, warum klagt ihr, Weiber,
 Für die der Herr die Schwerter nicht gestählt,
 Wenn wir entzückt die jugendlichen Leiber
 Hinwerfen in die Schaaren eurer Räuber,
 Daß euch des Kampfes süßne Wollust fehlt? —
 Ihr könnt ja froh zu Gottes Altar treten!
 Für Wunden gab er zarte Sorgsamkeit,
 Gab euch in euern herzlichem Gebeten
 Den schönen, reinen Sieg der Frömmigkeit.

So betet, daß die alte Kraft erwache,
 Daß wir daselbst, das alte Volk des Siegs!
 Die Märtyrer der heil'gen, deutschen Sache,
 O rufst sie an als Genien der Rache,
 Als gute Engel des gerechten Kriegs!
 Louise, schwebe segnend um den Gatten;
 Geist uns'res Ferdinand, voran dem Zug!
 Und all' ihr deutschen, freien Helbenschatten,
 Mit uns, mit uns und unsrer Fahnen Flug!

Der Himmel hilft, die Hölle muß uns weichen!
 Drauf, wackres Volk! Drauf! rufst die Freiheit, drauf!
 Hoch schlägt dein Herz, hoch wachsen deine Sichen.
 Was kümmern dich die Hügel deiner Leichen?

Hoch pflanze da die Freiheitsfahne auf!
 Doch steht du dann, mein Volk, bekränzt vom Glücke,
 In deiner Vorzeit heil'gem Siegerglanz:
 Vergiß die treuen Todten nicht und schmücke
 Auch unsre Urne mit dem Eichenfranz!

Lützow's wilde Jagd.



Was glänzt dort im Walde im Sonnenschein?
 Hör 's näher und näher brausen.
 Es zieht sich herunter in düsteren Reih'n,
 Und gellende Hörner schallen darein,
 Und erfüllen die Seele mit Grausen.
 Und wenn ihr die schwarzen Gefellen fragt,
 Das ist Lützow's wilde, verwegene Jagd.

Was zieht dort rasch durch den finstern Wald,
 Und streift von Bergen zu Bergen?
 Es legt sich in nächtlichen Hinterhalt;
 Das Hurrah jauchzt, und die Büchse knallt,
 Es fallen die fränkischen Schergen.
 Und wenn ihr die schwarzen Jäger fragt,
 Das ist Lützow's wilde, verwegene Jagd.

Wo die Neben dort glühen, dort braußt der Rhein,
 Der Wüthrich geborgen sich meinte:
 Da naht es schnell mit Gewitterschein,
 Und wirft sich mit rüstigen Armen hinein,
 Und springt an's Ufer der Feinde.
 Und wenn ihr die schwarzen Schwimmer fragt,
 Das ist Lützow's wilde, verwegene Jagd.

Was braußt dort im Thale die laute Schlacht,
 Was schlagen die Schwerver zu sammen?
 Wildherzige Reiter schlagen die Schlacht,
 Und der Funke der Freiheit ist glühend erwacht,
 Und lodert in blutigen Flammen.
 Und wenn ihr die schwarzen Reiter fragt,
 Das ist Lützow's wilde, verwegene Jagd.

Wer scheidet dort röchelnd vom Sonnenlicht,
 Unter winselnde Feinde gebettet?

Es zuckt der Tod auf dem Angesicht,
 Doch die wackern Herzen erzittern nicht;
 Das Vaterland ist ja gerettet!
 Und wenn ihr die schwarzen Gefall'nen fragt,
 Das war Lügow's wilde, verwegene Jagd.

Die wilde Jagd, und die deutsche Jagd
 Auf Henkersblut und Tyrannen!
 Drum, die ihr uns liebt, nicht geweint und geklagt;
 Das Land ist ja frei, und der Morgen tagt,
 Wenn wir 's auch nur sterbend gewannen!
 Und von Enkeln zu Enkeln sei 's nachgesagt:
 Das war Lügow's, wilde, verwegene Jagd.

Letzter Trost.



Was zieht ihr die Stirne finster und trau?
 Was starrt ihr wild in die Nacht hinaus,
 Ihr freien, ihr männlichen Seelen?
 Jetzt heult der Sturm, jetzt braust das Meer,
 Jetzt zittert das Gebirg um uns her;
 Wir woll'n uns die Noth nicht verhehlen.

Die Hölle braust auf in neuer Gluth,
 Umsonst ist geflossen viel edles Blut,
 Noch triumphiren die Bösen.
 Doch nicht an der Rache des Himmels verzagt!
 Es hat nicht vergebens blutig getagt:
 Noth muß ja der Morgen sich lösen.


Und galt es früherhin Muth und Kraft,
 Jetzt alle Kräfte zusammengerafft!
 Sonst scheidet das Schiff noch im Hasen.
 Erhebe dich, Jugend; der Lieger dräut!
 Bewaffne dich, Landsturm; jetzt kommt deine Zeit!
 Erwache, du Volk, das geschlafen!

Und die wir hier rüftig zusammensehn,
 Und fest dem Tod in die Augen sehn,
 Woll'n nicht vom Rechte lassen:
 Die Freiheit retten, das Vaterland,
 Oder freudig sterben, das Schwert in der Hand,
 Und Knechtschaft und Wüthriche hassen.

Das Leben gilt nichts, wo die Freiheit fällt.
 Was giebt uns die weite, unendliche Welt
 Für des Vaterlands heiligen Boden? —
 Frei woll'n wir das Vaterland wiederseh'n,
 Oder frei zu den glücklichen Vätern geh'n!
 Ja! glücklich und frei sind die Todten.

Drum heule, du Sturm, drum brause, du Meer,
 Drum zittere, du Gedreih, um uns her;
 Ihr sollt uns die Seele nicht zügeln!
 Die Erde kann neben uns untergehn!
 Wir wollen als freie Männer bestehn,
 Und den Bund mit dem Blute besiegeln.

Gebet während der Schlacht.

ater, ich rufe dich!
 Brüllend umwölkt mich der Dampf der Geschütze,
 Sprühend umzucken mich rasselnde Blitze.
 Lenker der Schlachten, ich rufe dich!
 Vater du, führe mich!

Vater du, führe mich!
 Führe' mich zum Siege, führe' mich zum Tode:
 Herr, ich erkenne deine Gebote;
 Herr, wie du willst, so führe mich.
 Gott, ich erkenne dich!

Gott, ich erkenne dich!
 So im herbftlichen Rauschen der Blätter,
 Als im Schlachtendonnerwetter,
 Urquell der Gnade, erkenn' ich dich.
 Vater du, segne mich!

Vater du, segne mich!
 In deine Hand befehl' ich mein Leben,
 Du kannst es nehmen, du hast es gegeben;
 Zum Leben, zum Sterben segne mich!
 Vater, ich preise dich!

Vater, ich preise dich!
's ist ja kein Kampf für die Güter der Erde;
Das Heiligste schügen wir mit dem Schwerte:
Drum, fallend und siegend, preiß' ich dich.
Gott, dir ergeb' ich mich!

Gott, dir ergeb' ich mich!
Wenn mich die Donner des Lobes begrüßen,
Wenn meine Adern geöffnet fließen:
Dir, mein Gott, dir ergeb' ich mich!
Vater, ich rufe dich!